Abschrift. Loschelle 4

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

7. Jahrgang · Nr. 23 · Berlin, 3. November 1943
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Der Duce und sein Marschall

(Siehe den Text- und Bildbericht im Innern des Heftes)

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Rieder

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0223

gefördert durch
Baden-Württemberg

MUSSOLINI UND SEIN MARSCHALL

Ein Bericht von Kriegsberichter Erich Rotter
mit PK-Aufnahmen von Kriegsberichter Rieder

Irgendwo in Italien, Anfang Oktober. Mussolinis Befreiung ist eine gewonnene Schlacht! Wir erinnern uns dieser Worte, die eine ausländische Zeitung nach der glänzenden Tat deutscher Sicherheits- und Fallschirmtruppen schrieb, in dem Augenblick, als wir vor dem neuen Regierungssitz des Duce stehen. Es ist eine freudige Genugtuung für uns, zu wissen, daß in diesen Räumen der italienische Staatschef lebt und arbeitet, nachdem wir vor zwei Monaten vor dem Palazzo Venetia in Rom noch um das Schicksal dieses Mannes bangten. Nun ist er frei, und sofort, nachdem im Offizierskorps der Weizen von der Spreu gesäubert ist, geht Mussolini daran, neue Divisionen aufzustellen, die hinter ihm stehen und den Anforderungen eines modernen Krieges gewachsen sind.

Selbstverständlich werden zu dieser Aufbauarbeit in erster Linie die alten Faschisten und Schwarzhemden herangezogen. Ebenso selbstverständlich scheint es uns, wenn vor dem Gebäude, in dem der Duce seinen Regierungssitz hat, der Posten, der mit einer Maschinenpistole Wache steht, die Uniform der Schwarzhemden trägt. Auf den Spiegeln der khakifarbenen Sommeruniform leuchtet das Liktorenbündel, das rote faschistische Kampfabzeichen, neben dem Buchstaben „M", „Battaglioni M" — Bataillone Mussolinis. Unter diesem Namen bewiesen die Schwarzhemden bereits an der Ostfront ihre Kampfkraft und Einsatzbereitschaft. Als wir vor einem Jahr ein Schwarzhemdenbataillon in der russischen Steppe trafen, sangen die Männer das Lied der „Battaglioni M", das mit dem Refrain schließt: „Wir wollen Dir den Sieg geben, Duce, oder unseren letzten Atem!" Die Worte waren für die Männer keine Phrase. Von den Bataillonen, die an der Ostfront eingesetzt waren, sind nur wenige Männer zurückgekehrt. Unter ihnen befand sich auch Oberst Albonetto, der damals ein Bataillon führte und schwer verwundet wurde. Heute spielt dieser Mann eine wichtige Rolle im Stabe des Duce. Oberst Albonetto erkennt uns sofort wieder und begrüßt uns kameradschaftlich.

Wenig später befinden wir uns im Arbeitszimmer des Duce. In dem lichtdurchfluteten Raum stehen, unerschütterlichen Säulen gleich, zwei Männer: Benito Mussolini und Marschall Graziani. Der Duce fordert uns auf, mit ihm und dem Marschall auf den Balkon hinauszutreten. Wir gehen an dem Schreibtisch vorbei, auf dem eine Landkarte ausgebreitet liegt, darauf einige Bücher und Akten ruhen. Während das Arbeitszimmer eine Atmosphäre ernster und nüchterner Arbeit ausstrahlt, empfängt uns auf dem Balkon die noch immer heiße Sonne Italiens, die dem das Haus umgebenden Park mit seinen zahlreichen Palmen und anderen exotischen Gewächsen eine heitere und freundliche Note verleiht. Der Duce unterhält sich noch einige Minuten mit dem Marschall. Der hellgraue Uniformrock, unter dem er das schwarze Faschistenhemd trägt, umschließt seine straffe Gestalt. Mit sparsamen Gesten unterstreicht er die Worte, die er zu Marschall Graziani, dem populärsten Soldaten Italiens, spricht. Graziani, der in der italienischen Regierung das Ministerium für nationale Verteidigung und Kriegswirtschaft übernommen hat, war einer der ersten, der sich in der kritischsten Stunde Italiens erneut zum Duce bekannte, der in einem mitreißenden Appell die italienischen Offiziere im römischen Teatro Adriano aufforderte, an der Seite des Verbündeten weiterzukämpfen, und sie anschließend in einem Schweigemarsch gegen Verrat und Untreue durch die Straßen Roms zum Denkmal des Unbekannten Soldaten führte. Ungebeugt steht der einundsechzigjährige Marschall, in dessen Körper zweihundertfünfzig englische Bombensplitter stecken, vor uns.

Nun wendet sich der Duce dem Schreiber dieser Zeilen zu, der ein Jahr lang als Kriegsberichter bei der italienischen Armee im Osten eingesetzt war und der ihm jetzt von der hervorragenden Kameradschaft der italienischen Soldaten, der tapferen Haltung der Schwarzhemden, der Bersaglieri und der Alpini im Kampf gegen die anstürmenden Massen der Bolschewisten berichtet. Der Duce stellt noch einige Fragen. Die Unterredung ist beendet. Wir grüßen den Duce. Mit einer raschen Bewegung hebt er seine Rechte zum römischen Gruß. Wir blicken noch einmal sekundenlang in seine Augen, die Mut, Kraft und Entschlossenheit verkünden.

In seinem neuen Regierungssitz, den der Duce nach der Gründung des republikanisch-faschistischen Staates bezogen hat, weit entfernt von der Stätte des Verrates der ehemals königlichen Regierung, empfing Mussolini zwischen Besprechungen mit Marschall Graziani einen deutschen Kriegsberichter. Dieser hatte Gelegenheit, dem Duce über seine Erlebnisse von der Ostfront zu berichten, wo er ein Jahr lang zusammen mit den italienischen Divisionen gekämpft hatte

Vor dem neuen provisorischen Regierungssitz breiten sich die tiefblauen Fluten eines der schönen norditalienischen Seen. Nach arbeitsreichen, dem Neuaufbau des Staates dienenden Stunden findet der Duce hier in der letzten Herbstsonne Ausspannung und Erholung

Der Kopf, das Herz und die Seele der im Neuaufbau begriffenen italienischen Wehrmacht, Marschall Graziani, der niemals die Ehre der italienischen Armee verraten hatte, verläßt unter dem Präsentieren der deutsch-italienischen Posten nach der Besprechung den Wohnsitz des Duce

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

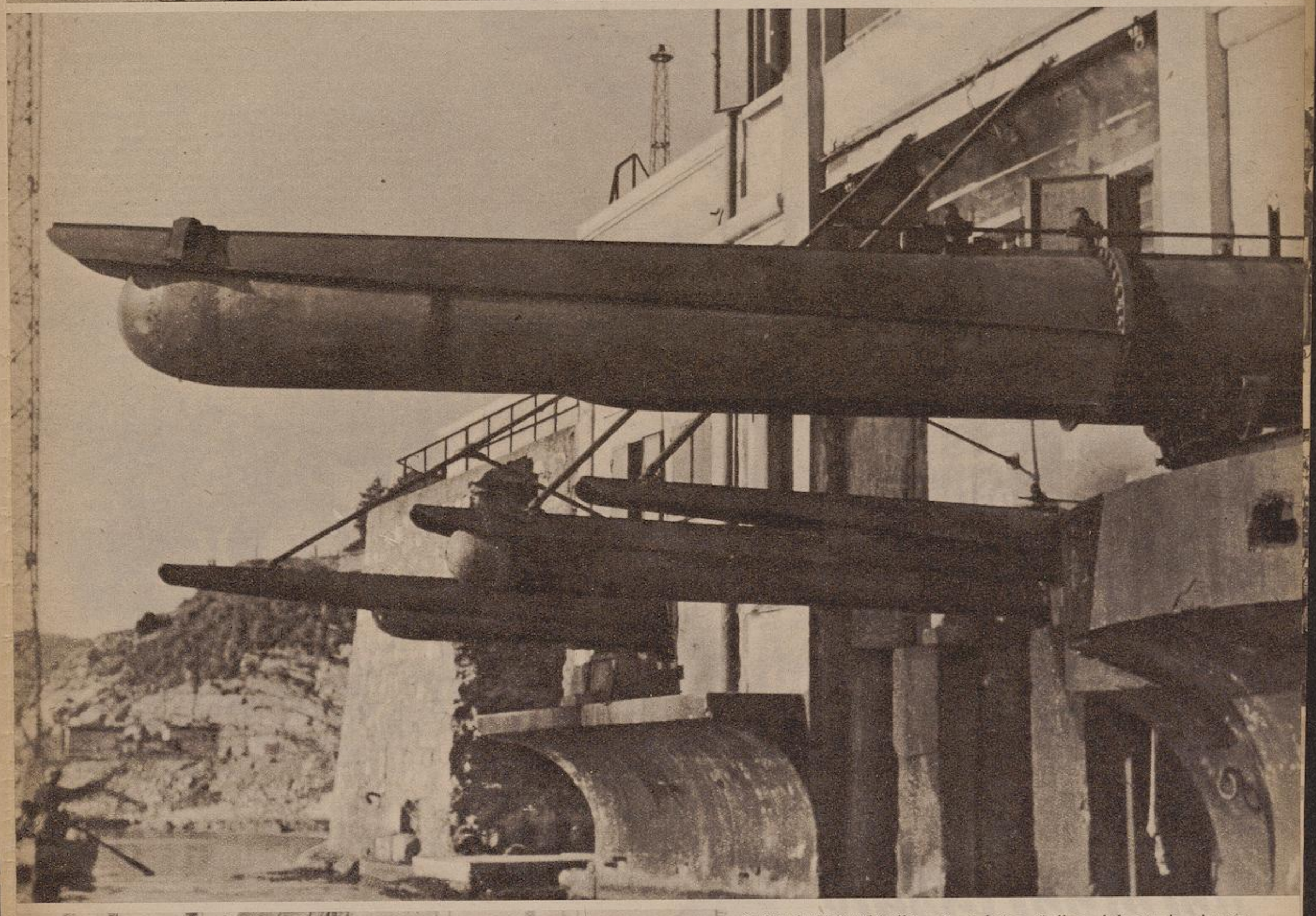
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0224

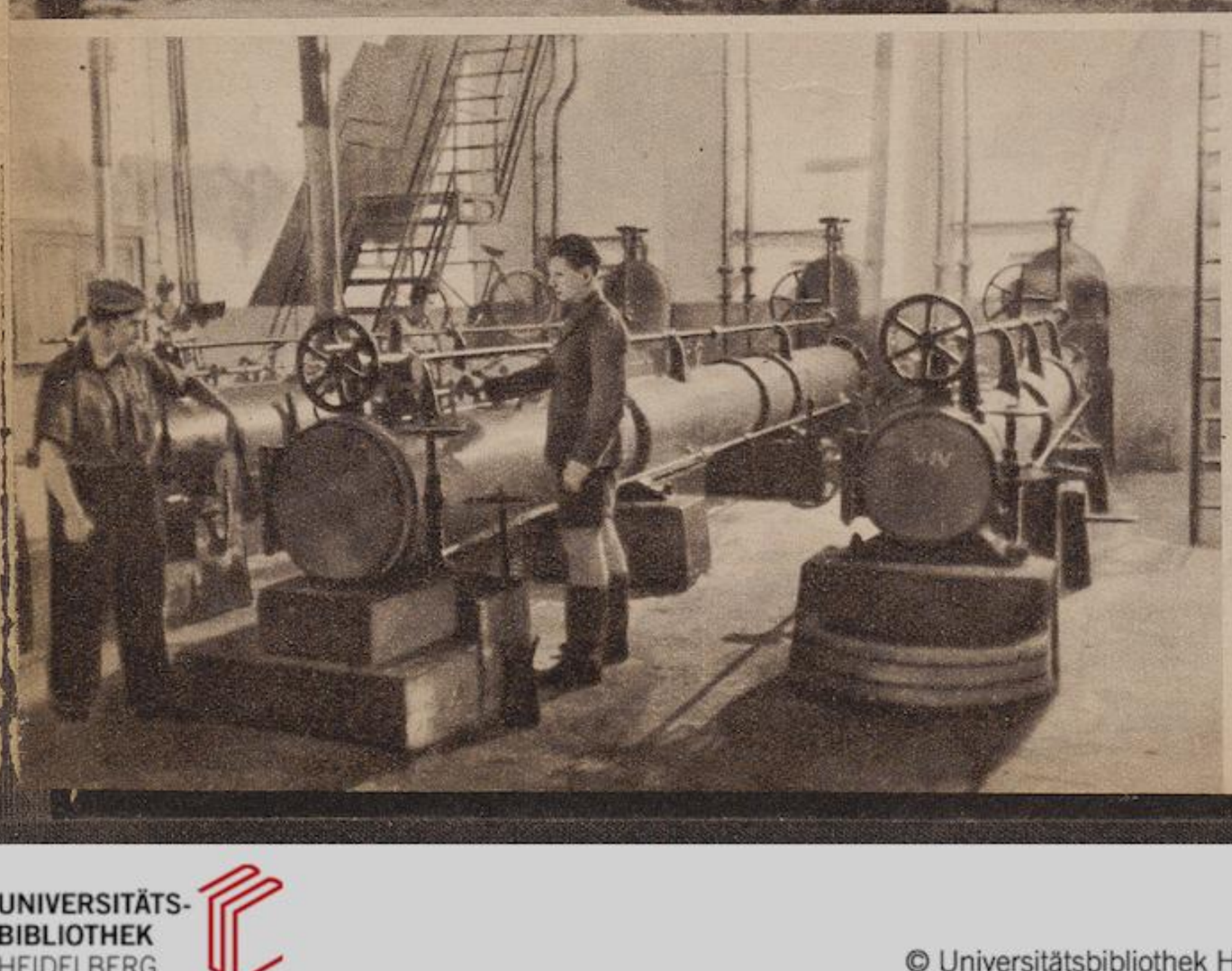
gefördert durch
Baden-Württemberg

WACHT
am Ligurischen Meer

Eine romantisch verträumte mittelalterliche Festung thront wie eine Königin über dem Meer. Der Frieden aber ist nur scheinbar. Hinter den breiten Steinmauern lauern tief in die Felsen versenkte modernste Bunker auf den Feind. Schon am Tage des Badoglio-Verrates besetzten deutsche Truppen den Kriegshafen La Spezia

Schon bevor König Viktor Emanuel den Befehl zum Einstellen der Kämpfe gegen die Anglo-Amerikaner bekanntgab, hatten die italienischen Admirale in La Spezia, dem größten und am schwersten ausgebauten Kriegshafen Italiens, den Befehl erhalten, ihre Schiffe unter Dampf zu halten, um sofort auslaufen zu können. Fast die gesamte italienische Flotte lag hier untätig, solange das königliche Italien an der Seite Deutschlands kämpfte. Als der italienische Sender am 8. September, 20 Uhr, die Nachricht von der





Ein Torpedoschießstand im Hafen von La Spezia. Wie dürre Finger strecken sich die Ausschußrohre über das spiegelnde Wasser. Aus ihnen wird der rauschende Tod katapultiert. Im dichten Netz der Torpedobahnen verfängt sich jeder von See her angreifende Feind

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Rieder

Im Innenraum einer Unterwasserbatterie. Metertief unter dem Wasserspiegel warten in unscheinbaren Rohren gebändigte Raubtiere, jederzeit bereit, den Gegner anzuspringen und Feuer und Vernichtung gegen gepanzerte Schiffsleiber zu tragen

Kapitulation Italiens bekanntgab, dampfte in La Spezia die Flotte ab, um sich auf Befehl des Königs den Anglo-Amerikanern zur Verfügung zu stellen. Deutschen Einheiten der Kriegsmarine und der Luftwaffe ist es bei diesem Fluchtversuch gelungen, eine Anzahl der desertierenden Kriegsschiffe zu versenken und schwer zu beschädigen; unter den versenkten Schiffen befand sich auch das neueste und modernste Schlachtschiff, die „Roma". Während sich diese Kämpfe auf dem Meere abspielten, hielten die deutschen Besatzungen von La Spezia zusammen mit wenigen mussolinitreuen italienischen Matrosen die Badoglio-Truppen in Schach, bis schließlich die in Eilmärschen herangeführten deutschen Verbände die Hafenstadt und Umgebung von La Spezia in ihre Obhut nahmen. Schon nach kurzer Zeit waren sämtliche Anlagen — das Gebiet um La Spezia ist eine einzige waffenstarrende Festung — wieder einsatzbereit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0225

gefördert durch
Baden-Württemberg

Banditentod im Karst

Text und Aufnahmen von Kriegsberichter Lutz Koch

PK. Als Badoglios schändlicher Verrat wie ein Fanal abgrundtiefer Verworfenheit durch Europa zuckte, glaubte der von Moskau ausgehaltene und täglich von dort seine Anweisungen erhaltende „General" Tito — so lautet sein Pseudonym — seine Stunde zur Errichtung einer slowenischen Sowjetrepublik für gekommen. Das Verräterspiel der Generale um Badoglio auch im Raum von Görz, Triest und Fiume, die sich den wenigen deutschen Streitkräften, die zum Schutz des Raumes herankamen, teilweise entgegenstellten und mit den Banditen und Aufständischen gemeinsame Sache machen wollten, schien seinen Hoffnungen recht zu geben. Stellten sich in diesem Augenblick doch auch die ihn bis dahin stark bekämpfenden nationalistischen slowenischen Gardisten auf Weisung Londons, das vor den Wünschen Stalins in diesem Raum dienernd zurückzuckte, im Zeichen des Sowjetsterns zur Verfügung.

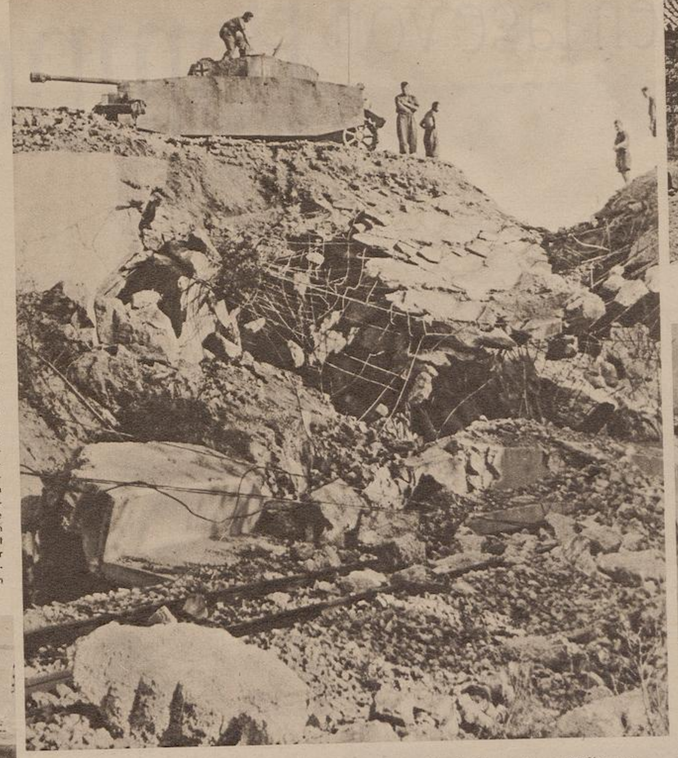
Zuschlagen und mit zunächst geringen Einheiten zwei Armeen entwaffnen, das war die Aufgabe, vor der sich die deutsche Führung nach dem schmachvollen 8. September gestellt sah. Tausende an Waffen, gewaltige Mengen an Munition fielen den Banditen aus den Beständen der sich selbst auflösenden Badoglio-Verbände in die Hände, und sie träumten schon davon, ihre von Moskau gebilligten Ziele leicht zu erreichen. Mitten hinein in diese Wünsche und Hoffnungen drang der bewaffnete Keil deutscher Divisionen, die schnell in das bedrohte Gebiet hineingeworfen wurden, in rascher Folge Görz und Triest, Pola und Fiume von der Bandengefahr befreiten und dann in einer großzügigen Durchkämmung des gesamten Raumes Tod und Vernichtung in die immer mehr sich lichtenden Reihen der Banden hineintrugen.

Immer wieder wurden von den Basen der großen Städte in raschen Vorstößen, in geschickten Umfassungen unter dem Einsatz schwerer Panzerwaffen zunächst die Straßen und dann auch das gesamte Gelände freigekämpft. Unter den schwierigsten Voraussetzungen haben Einheiten des Heeres und der Waffen-SS, des Gebirgskampfes ungewohnt, in allen Angriffen vom Isonzo an die dalmatinische Küste südostwärts Fiume glänzende Leistungen vollbracht. Istrien ist heute frei vom Feind, und was in kleinen Bandensplittern zurückblieb, wird allmählich gänzlich zerrieben werden. Die Gefahr, die der Verrat Badoglios für die Landbrücke zwischen Kroatien und dem Nordostitalienischen heraufbeschworen hatte, ist gebannt. In zahlreichen Kesseln hat der Gegner einige Tausend Tote, ungeheures Material und sichere Positionen verloren, die es ihm noch vor Wochen erlaubten, den gesamten, jetzt befreiten und in den Schutzwall Europas gegen jeden Angriff von außen einbezogenen und gesicherten Raum zu terrorisieren. Wer die Waffen im felsigen Karst gegen die deutschen Einheiten erhob, erlitt den Banditentod.

Der felsige, gelbe Karst, vertrocknet und von der Sonne ausgebrannt, fast vegetationslos; fällt steil in die silberblauen Fluten der Adria. Wo sich ehedem in den eleganten Bädern Istriens Frohsinn und die gute Laune der Erholungsuchenden ausbreitete, spricht heute der Krieg seine unerbittliche Sprache. Banden moskauhöriger Generale des ehemals jugoslawischen Staates, chauvinistische Slowenen und nun auch verräterische Anhänger Badoglios haben sich hier zu ihrer gemeinsamen schlechten Sache gegen die aufbauenden europäischen Kräfte zusammengefunden. Den Waffen deutscher Grenadiere konnten diese Horden auf die Dauer nicht trotzen. Überall wurden sie aus ihren Positionen vertrieben, sei es aus dem schwer zu fassenden Adriahafen Martinscica (Bild links oben), sei es aus den tief in der Waldwildnis der Berge befindlichen starken Bunkerstellungen, die ihnen verräterische Badoglio-Truppen überlassen hatten (links unten)

Rechts: Eine ruhmbedeckte Panzerbesatzung aus dem Osten, geführt von einem Ritterkreuzträger, die hier im istrischen Raume sich aufs neue bewährte, ist im Begriff, an einer von den Partisanen gesprengten Eisenbahnbrücke mit ihrem Panzer in Stellung zu gehen

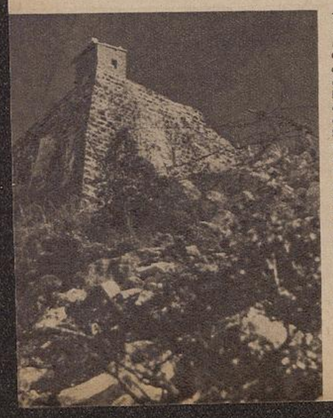
Unten: Aus immer neuen Einkesselungen kommunistischer Tito-Banden werden ununterbrochen aus den unwegsamen Berggebieten Gefangene ins Tal gebracht. Ein buntes Gemisch von slowenischen Aufständischen, italienischen Verrätern und verdächtigen Zivilisten, die heimlich irgendwo den Sowjetstern versteckt tragen, muß sich der deutschen Bewachungsmannschaft stellen



Mit weißen Tüchern und Hemden winkt die Bevölkerung bereits auf Entfernung den deutschen Soldaten zu, zum Zeichen dafür, daß sie nichts mit den Banditen gemein habe

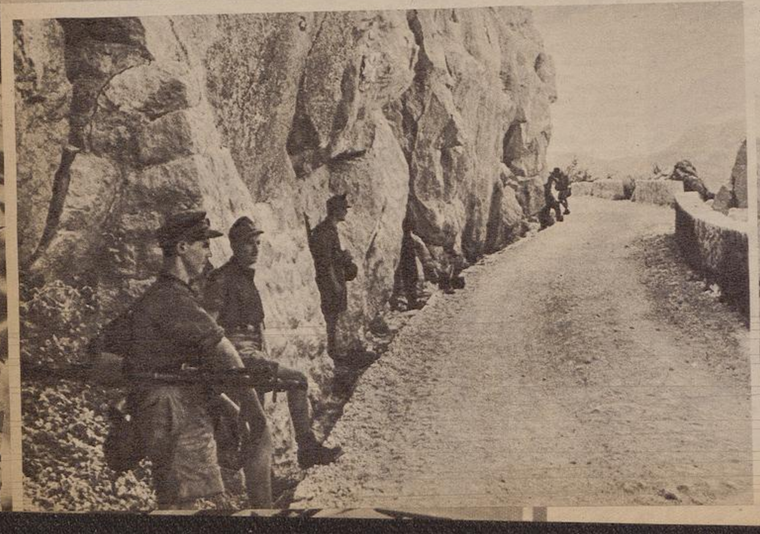
Unter den Gefangenen finden sich alle balkanischen Rassen. Ihre Gesinnung und den Beweggrund ihres unterirdischen Kampfes offenbart ihre Flagge mit dem Sowjetstern

Sturm auf Cattaro



Tief in das Grenzland zwischen Kroatien und Montenegro dringt die Bucht von Cattaro, eine der grandiosesten Landschaften der dalmatinischen Küste, in die Felsenberge ein. Hoch über der Hafenstadt steht eines der mit Minensperren und Stacheldrahthindernissen geschützten Forts, über dem die Flagge des Verrates der Badoglio-Truppen weht. Deutsche Gebirgsjäger, die zum Sturm auf das Fort angesetzt sind, ziehen mit ihren schwer beladenen Mulis auf der Gebirgsstraße, die die Bucht begleitet, in ihre Ausgangsstellungen (rechts)

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Przibilla (Atl.)



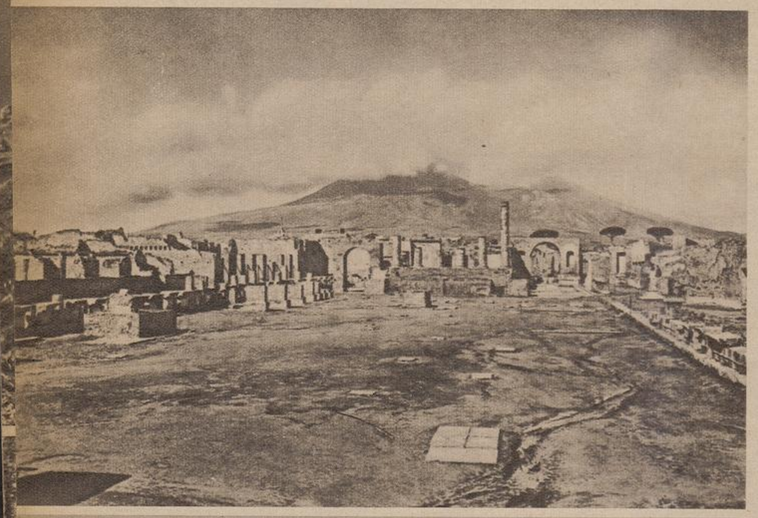
Vor der letzten Biegung, die den Blick auf das beherrschende Fort freigibt, im Schatten gegen die kühlen Felsen gepreßt, erwarten die Gebirgsjäger den Angriffsbefehl (links). — Der große Sprung, der sie bis an den Fuß des Forts heranführte, ist gelungen. Schmale Felsspalten bieten Schutz gegen Splitter und Querschläger (unten). — Wenige Sekunden währt es noch, dann wird die Sprengung der Pioniere den Weg in das Fort freilegen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0226

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die allerletzten Tage von Pompeji



Links: Das Museum in Pompeji, in dem viele der ausgegrabenen wertvollen Kunstgegenstände aufbewahrt wurden, erhielt einen Volltreffer. So sah es aus, als der Kriegsberichter diese Aufnahmen machte

Rechts: Hinter den Kolonnaden des Forums befanden sich Ausstellungsläden und Werkstätten. Unsere Aufnahme zeigt eine Töpferei, die durch die Bomben der Anglo-Amerikaner noch mehr zerstört worden ist als durch den Vesuv-Ausbruch des Jahres 79. Auf den Regalen im Hintergrund stehen noch einige Töpferwaren, in der Hauptsache tönerne Regentraufen, Wasserspeier und Krüge

Während der Kämpfe im Raum von Salerno wurde von feindlichen Terrorfliegern auch die Ruinenstadt Pompeji am Fuße des Vesuv bombardiert.

Das, was die Gewalt der glühenden Lavamassen, der Aschenregen des Vesuv und die Jahrtausende, die seit der Verschüttung Pompejis verflossen sind, nicht vermochten, haben nun englisch-amerikanische Fliegergeschwader versucht: Die Kronzeugen europäischer Kultur am Fuße des Vesuv völlig zu vernichten. Oder sollten die Piloten etwa die mühsam freigelegten Ladenstraßen, die klassischen Tempelruinen, das Forum und die Landhäuser der alten Pompejaner für Kasernen oder für wichtige Anlagen der Kriegsindustrie gehalten haben?

Forscher aus vielen Ländern der zivilisierten Welt haben in Pompeji unter hervorragendem Anteil deutscher Forscher Licht in die klassische Vergangenheit gebracht. Was mehr als ein Menschenalter wissenschaftliche Forscherarbeit bedeutet, ist nun in wenigen Augenblicken zunichte gemacht worden.

Auf der Autostraße von Neapel nach Pompeji treffen wir auf Bombentrichter, die in weitem Bogen umfahren werden müssen. Hoch über allem steht wie vor 2000 Jahren die Dampfwolke aus dem Krater des Vesuv. Deutsche Pioniere bereiten die Brücken zur Sprengung vor. Ihre Preßluftbohrer reißen die Asphaltdecke auf. Sie sind hier die einzigen deutschen Soldaten und weit vom Ausgrabungsfeld entfernt. Der Kriegsberichter ist vielleicht der Letzte, dessen Auge die Straße von Pompeji schaut. Schon das Eingangstor erhielt einen Bombentreffer. Die Marmorbüste eines römischen Konsuls liegt im Schutt. Die Kostbarkeiten des Museums sind in tausend Scherben zerfallen und liegen unter dem zusammengestürzten Dachgebälk. Auf dem Forum findet man Bündel von Brandbomben. Die Werkstätten der Töpfer, die einmaligen Wandmalereien, die Steinreliefs, die Bäder und Tempel sind nicht mehr. Weit verstreut liegen Werkzeug und Hausgerät zerbrochen umher. Dafür kracht irgendwo der Karabinerschuß eines versteckten amerikanischen Fallschirmjägers.

Das Ruinenfeld Pompejis befindet sich nördlich am Rande des Schlachtraums von Salerno. Heute liegt es jenseits der deutschen Front, und wenn diese Zeilen gelesen werden, steigen vielleicht USA-Soldaten und Neger von den westindischen Inseln über die zusammengestürzten Trümmer und bewundern die Taten ihrer Kameraden von der Luftflotte.

Etwa 200 Jahre ist an der Ausgrabung und Freilegung der im Jahre 79 n. Zw. durch einen Ausbruch des Vesuv verschütteten Stadt Pompeji gearbeitet worden. Ein Glanzstück dieser Ausgrabungsarbeiten war das Forum, das schönste und besterhaltene italienische Provinzforum. Unser Bild oben zeigt das Forum nach seiner Freilegung; die Aufnahme links gibt eine Vorstellung von den schweren Zerstörungen, die durch die feindliche Bombardierung angerichtet wurden. Rechts neben dem Sprengtrichter steht noch die Rednerbühne an der Westseite des Forums. Ganz rechts zwischen dem einbogigen Tor und der hohen Säule der Jupiter-Tempel, das Kapitol der Stadt

Oben: Der Apollo-Tempel am Rande des Forums. Links im Hintergrund die Statue des pfeilschießenden Gottes. Unmittelbar neben den Ruinen des Tempels ist eine Bombe eingeschlagen, durch die mehrere Säulen völlig zerstört wurden

Ein Text- und Bildbericht von Kriegsberichter Günter Greiner

Rechts: Brandbomben amFuß einer Säule des Forums von Pompeji

NEAPEL
im Dunst der Sprengwolken

Die Qualmwolken der Sprengungen im Hafen von Neapel haben sich langsam verzogen. Als erstes zeigen sich im Dunst die Reste eines Verladewerkes, die wie durch ein Wunder in der allgemeinen Vernichtung stehengeblieben sind. — Die Kais des Hafens werden Opfer des Dynamits; riesige Wasser- und Qualmwolken wachsen gegen den Himmel. Nichts darf dem Feind in benutzbarem Zustand in die Hände fallen

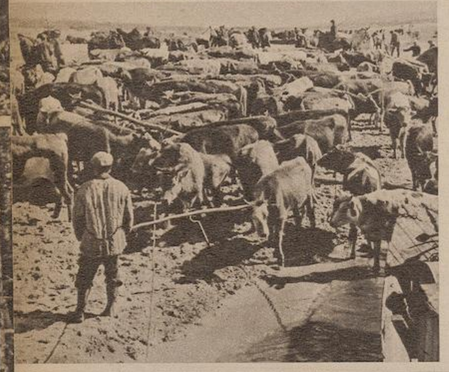
PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Dohm (P.B.Z.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0227

gefördert durch
Baden-Württemberg

Ukrainer-Treck über den Dnjepr



Die Räumung des von den Deutschen im Osten als Folge der Frontverkürzung aufgegebenen Gebietes hat naturgemäß nicht nur für die deutschen zivilen Stellen, sondern auch für die ukrainische Bevölkerung bedeutsame Entscheidungen mit sich gebracht. Da dem Feind keine Lebensmittel in die Hände fallen durften, mußten selbstverständlich die großen Viehherden abtransportiert werden. Große Viehtrecks zogen gen Westen dem Dnjepr zu, an dessen Ufern von deutschen Pionieren Übersetzstellen vorbereitet waren. Den Herden schloß sich ein großer Teil der ukrainischen Bevölkerung an, die ihre Habe auf Wagen verladen hatte und mit den Viehherden nach Westen zog, um sich nicht wieder unter das Joch der Sowjets beugen zu müssen.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Wolff-Altvater (H. H.)

Im Osten verwundet

Ein Text- und Bildbericht von Kriegsberichter Dr. Bringmann

Eben noch stand er hinter seinem schweren MG in der Hauptkampflinie, half mit, einen sowjetischen Angriff zum Stehen zu bringen — da hat ihn und andere Kameraden ein Granatvolltreffer niedergestreckt, verwundet. Doch die Krankenträger sind schnell zur Stelle; im Schutze einer Böschung legt der Sanitätsunteroffizier die ersten Verbände an. Und es beginnt der Weg, der den MG-Schützen und seine verwundeten Kameraden wieder zur Genesung führen soll ... Viele Stationen zählt dieser Weg, vom Truppen- und Hauptverbandplatz über Feld- und Kriegslazarett bis zur Heimat, und viele Mittel des Verwundetentransports, von der Krankentrage bis zum Lazarettzug, sind auf ihm eingesetzt. Überall aber, von den Krankenträgern an, die die ersten, schwierigsten Meter unter Einsatz ihres Lebens bewältigen, bis zum Facharzt im Speziallazarett der Heimat, stehen die Männer der Sanitätstruppe den verwundeten Kameraden zur Seite. Auch im Toben der Abwehrschlacht bleibt kein Verwundeter allein, auch in ihr bewährt sich die große Kameradschaft der Hilfe, die der Sanitätsdienst für jeden deutschen Verwundeten bedeutet.

Nach der Verwundung. In der HKL, im Tosen der Schlacht, wurde ihm der erste Notverband angelegt. Nun helfen kräftige Kameradenhände, die gefährlichen ersten hundert Meter aus der Feuerzone heraus zu überwinden

Die Lager im Laderaum des Prahms sind zwar nur behelfsmäßig hergerichtet. Während der Überfahrt, die einige Stunden dauert, bemüht sich das Sanitätspersonal wiederum besonders um die Schwerverwundeten

Auf dem Hauptverbandplatz. Nach starkem Blutverlust soll eine Übertragung von konserviertem Blut den Verwundeten wieder kräftigen. Aus der Glasampulle wird der lebenspendende Saft in die Armvene des Operierten geleitet

Weiter nach hinten. Ein Feldbahn-Lazarettzug hat die Verwundeten aufgenommen. Langsam rollen die behelfsmäßig eingerichteten Wagen über die Gleise. Auch hier geben sich die Sanitätssoldaten alle Mühe, um den Verwundeten die Fahrt möglichst angenehm zu machen

Das Schlachtfeld

Gewitter von Feuer und Stahl haben das unvergeßliche Antlitz des Schlachtfeldes geformt. Es ist zerfetzt, verbrannt und getreten. Im engen Gitter der Panzerspuren, in den rauchschwarzen Granattrichtern, im aufgewühlten Acker verschmilzt die stille Erde unlöslich mit dem Schicksal der Schlacht

Tief eingewühlt in den schützenden, wärmenden Boden sägen sich die Stellungen über das Land. Hügel auf, Hügel ab. Und überall ist kostbares deutsches Leben bereit, sich in Kameradschaft mit der zerrissenen Erde dem sowjetischen Ansturm entgegenzuwerfen

PK-Aufn.: Kriegsberichter Speck (Sch)

Ausgebrannte Panzer, zerschlagene Geschütze, abgeschossene Flugzeuge: das Stahlgewand des Schlachtfeldes. Sowjetische Panzerkolosse, von der Faust eines Riesen in die Erde getrieben und vernichtet, bedecken weithin die Kampfplätze des Ostens

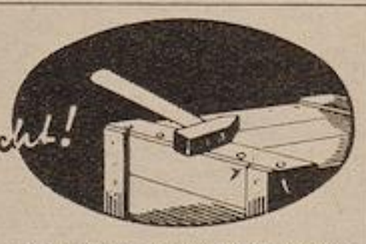
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0228

gefördert durch
Baden-Württemberg

Höchstleistungen der Motorisierung zu Lande, zu Wasser und in der Luft

MERCEDES-BENZ



Das ist gepfuscht!

Der Transportarbeiter wird sich an diesem Nagel die Hand aufreißen. Solche Verletzungen lassen sich verhüten. Auf die unvermeidlichen Arbeitsschrammen und kleinen Wunden aber gleich ein Wundpflaster auflegen.

TraumaPlast

Carl Blank, Verbandpflasterfabrik, **Bonn/Rh.**

Biertischstrategen wissen ebenso alles besser, wie jene Patienten, die dem Arzt Behandlung und Medizin vorschreiben. Sie machen sich ebenso lächerlich.

TROPON

Mit Tropon-Präparaten haushalten — ein Gebot der Stunde!

HENSCHEL

FLUGZEUG-WERKE
A·G·

STEYR-DAIMLER-PUCH
AKTIENGESELLSCHAFT

Ich weiß – Sie sind der bekannte Kohlenklau!

Alle Hanewacker-Männer machen täglich Jagd auf ihn! Fast 6 Monate wird der Hanewacker gesoßt, getrocknet, gedämpft und wieder gesoßt. Dazu ist viel Kohle nötig – und noch mancher Zentner könnte für die Rüstung eingespart werden, wenn alle Hanewacker-Freunde ihren

Hanewacker

noch sparsamer, bis zur letzten Ergiebigkeit genießen.

Deine Schwester denkt an Dich, wenn . . .

. . . sie den Verführungskünsten des bösen Kohlenklau „mannhaft" widersteht und mutig darauf verzichtet, das Brausebad mit Hilfe des Gasbadeofens weniger erschreckend zu gestalten. Ja, sie tut das in Gedanken an Dich, denn jeder gesparte Kubikmeter Gas, jede Kilowattstunde, jede Kohle, die der Rüstungsindustrie zusätzlich zugeführt werden kann, kommt Deinen Waffen und Deiner Ausrüstung zugute. Wie Deine kleine Schwester, so spart und knappst jeder in der Heimat und nimmt im ewigen Kleinkrieg gegen Kohlenklau mancherlei Unbequemlichkeiten und Einschränkungen freudig auf sich. An Dir ist es, die Bemühungen der Heimat zum vollen Erfolg zu machen.

Auch Dich will Kohlenklau verführen! Jede Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit in der Pflege und Erhaltung von Waffen und Ausrüstung ist gefundenes Fressen für Kohlenklau, für das der Verzicht deiner Angehörigen umsonst gebracht wurde.

Darum sei auf der Hut:

Die Heimat hat ihn längst durchschaut, Paß auf, daß er bei Dir nichts klaut!

Eukutol
Hautpflege

Beherzigen Sie heute, da Eukutol nur beschränkt lieferbar ist, noch mehr als früher unseren Ratschlag: Sorgfältig und hauchdünn auftragen. Nicht die Menge, die Güte entscheidet.

Achtung! **Achtung!**

Unsere gesamte alte Kundenkartei ist in Verlust geraten! So, wie wir an unseren Kunden hängen, so hängt auch ein großer Teil der Kundschaft an uns. Wir möchten unseren alten treuen Kundenstamm nicht verlieren **und bitten daher alle, die mit uns in angenehmer Geschäfts-Verbindung gestanden haben, sich zu melden.** Wir werden nicht verfehlen, uns dankbar zu erweisen, indem wir Sie auch heute im Rahmen des Möglichen bevorzugt bedienen.

DREI KEGEL VERLAG
Dr. Peter Oestergaard K.G.
Ausweichstelle:
Berlin-Lichterfelde, Holbeinstraße 28
Abt. Reise- und Versandbuchhandlung für:
ERDGLOBEN, ATLANTEN, BÜCHER
Bitte nur den folgend. Abschnitt einsenden:

Habe Ihr Inserat in „Die Wehrmacht" gelesen und bitte, mich in Ihre Stammkundenkartei aufzunehmen
Name u. Adresse: .....
(bitte recht deutlich)

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Von sich aus hätte er es nie gewagt, mit ihr über das zu reden, was er von Felmy gehört hat. Ist es nicht ausgeschlossen, die Mutter zu fragen, warum sie damals den Vater nicht hat heiraten wollen? Aber er hatte gehofft, sie werde von sich aus sprechen. Nun, jetzt sieht es so aus, als habe sie keineswegs diese Absicht. Als wollte sie ihn sich vielmehr auf ewig mit diesem unlösbaren Rätsel herumschleppen lassen. Er beginnt ein hastiges, krampfhaft lustiges Gespräch mit seinen Nebenleuten, er lacht viel und laut, er ignoriert das Kopfende des Tisches so völlig, daß er geflissentlich überhört, als Elisabeth „Gesegnete Mahlzeit!" wünscht, sich erhebt und langsam den Raum verläßt.

6. Fortsetzung:

Und sie? Während sie in der Küche zu arbeiten beginnt, die Mädchen anstellt, mit der Intendantur wegen einer ausgebliebenen Lieferung telephoniert, kreisen ihre Gedanken qualvoll immer und immer wieder um die unausweichbare Notwendigkeit, Peter jetzt Rede zu stehen über etwas, was sie ihm in den innersten Ursachen doch nicht erklären kann — was für sie einst heiligstes Liebesgebot war, und was ihr heute, wie sie angstvoll spürt, nicht mehr so unabweislich als ihr Recht und als ihre Pflicht erscheint.

Anfang 1918 war es, in Hannover, daß sie Peter Martens kennenlernte, den jungen leuchtenden, glühenden Menschen; mit einem Handschuß lag er in dem Lazarett, in dem sie, Tochter aus bestem Hause, als Hilfsschwester arbeitete. Sie schrieb ihm seine Briefe, schnitt ihm sein Essen, half ihm bei den täglichen Verrichtungen, die er mit einer Hand nicht zu bewältigen vermochte. Er begann sie zu lieben, und sie erwiderte heiß. Sie verlobten sich heimlich; er war nichts als Leutnant, und sie hatte nicht viel, das war keine Basis, auf der man 1918 heiratete. Er ging wieder hinaus, kam im Dezember unversehrt zurück, kurz trafen sie sich in Hannover, als er durchreiste, um Berlin zu erreichen — Berlin, die Demobilisierung, die Arbeit an der Universität, um etwas zu werden, in die Bürgerlichkeit zu gehen. „Wartest du auf mich?" fragte er beim Abschied. „Ich warte." „Und wenn's lange dauert?" „Ich warte."

Anfang 1921 schrieb er ihr, er unterbreche das Studium für einige Zeit, jetzt gebe es für einen Mann anderes zu tun. Dieses andere — es waren die Freikorpskämpfe in OS. Noch ein paar Briefe kamen daher. Dann hörten sie auf. Nur in den täglich fiebrig überflogenen Zeitungen sah sie, was geschah. Und Ende Mai lernte sie Klaus Felmy kennen.

Felmys Name hatte in vielen von Peters Briefen gestanden. Er war seit 1916 fast ununterbrochen mit Peter zusammen gewesen, vor Verdun, an der Somme, später dann auf der Universität, endlich im Freikorps. Wenn es Freundschaft gab, war dies eine. Nun kam Felmy nach Hannover — um ihr zu sagen, daß Peter am Annaberg gefallen sei. Der Tränenlosen, deren starre Haltung ihn beständig von neuem überraschte, ja zeitweise glauben ließ, ihre Liebe zu Martens sei keineswegs so groß gewesen wie die des Freundes zu diesem sonderbaren Geschöpf, berichtete er, und sie fragte unersättlich. Sie machte es möglich, Felmy tagtäglich zu sehen, eine gewisse Vertraulichkeit stellte sich ein — und als sie, nach außen hin nicht um eine Linie verändert, doch innerlich durch den Tod des Geliebten völlig aus der Bahn geworfen, ihren Plan faßte, richtiger: von ihm erfaßt wurde wie von einem alles vor sich fortschleudernden Sturm, brauchte es wenig Mühe, um Felmy dahin zu bekommen, wohin sie ihn wollte.

Denn was in dem Mädchen in jenen Tagen immer stärker arbeitete, war dies: sie bereute bitterlich, mit allen Fasern ihrer Seele, daß sie nicht Martens' Frau geworden war, ihm nie angehört hatte, daß sie kein Kind von ihm besaß. Sie glaubte zu wissen, nie wieder werde sie einen Mann so lieben können wie ihn — nie wollte sie darum eines anderen Mannes Frau werden, Peter treu zu bleiben, solange sie lebte, schien ihr keine Aufgabe, nur eine Selbstverständlichkeit. Dennoch aber wollte, konnte sie auf eines nicht verzichten: auf ein Kind. Und dieser Wille trieb sie weiter, zäh, zielbewußt, hartnäckig. Wenn es auf der Welt einen Menschen gab, der Peter Martens verwandt war, ähnlich nicht nur im Äußeren, sondern vor allem in Haltung, Gedanken und Ansichten, so war es Klaus Felmy. Brüder hätten sie sein können. Und so trieb sie die Dinge vorwärts bis zu dem Augenblick, da sie gewiß war, das so heiß und heftig gewollte Kind zu tragen.

Und danach, unmittelbar, trennte sie sich von Felmy. Was sie mit ihm verbunden hatte, mußte im gleichen Augenblick aufhören, sonst, empfand sie, wurde Untreue an dem Toten, was bisher nichts gewesen war als der Wille, ihn neu zu schaffen. Den Verständnislosen, Todtraurigen schickte sie rücksichtslos fort, um ihren Weg allein zu gehen — einen schweren Weg, denn als sie zu Haus das Werdende gestand und sich wütend empört weigerte, eine tarnende Ehe einzugehen oder gar sich davon helfen zu lassen, verlor sie Elternhaus und Familie. Sie wandte sich nach Berlin, gebar, und dann stand sie vor dem Zwang, ohne je Erwerbsarbeit kennengelernt zu haben, sich und dem Kleinen das Leben zu erkämpfen. Sie schaffte es, setzte sich durch — unter zahllosen Schwierigkeiten freilich, unter härtesten Anstrengungen, doch sie schaffte es. Dieses Kind war ganz allein ihr Kind — niemand durfte ihr helfen, es großzuziehen.

*

Elisabeth sitzt in ihrem Zimmer, läßt Peter Martens' Briefe, die sie beständig begleiten, diese spärlichen vergilbten Papierblätter, deren jedes Wort sie auswendig weiß, durch die Finger gleiten. Und ihr Nacken duckt sich unter der Peitsche des Zweifels und der Angst. Peter ist bei Klaus Felmy gewesen. Und Klaus hat ihn überzeugt. Es mußte so sein. Sonst, dafür kennt sie Peter, wäre er voll flammender Entrüstung zu ihr gekommen, hätte ihr erzählt, was sich ereignet hat zwischen Klaus und ihm. So aber —

Und ist's denn nicht natürlich, grübelt sie weiter, daß er sich von Klaus überzeugen ließ? Hat Klaus nicht stets sein möglichstes getan — dieses karge Mögliche, das allein sie ihm zu tun erlaubte? Nie wird sie Peter erklären können, warum sie trotzdem so gehandelt hat, wie sie es tat. Und darum, jetzt weiß sie es mit bitterer Bestimmtheit, wird sie einsam werden — denn der Junge wird ihr nun entgleiten und zu Klaus sich finden.

Alles das wäre zu ertragen, bräche es ohne Schuld über sie herein. Doch was sie nun umtreibt, was sie der lohenden Verzweiflung immer näher zerrt, das eben ist der Zweifel, ob sie so handeln mußte, ob sie es durfte — ob sie recht getan hat mit alledem, wovon sie ihr ganzes Leben bestimmen ließ. Damals — hätte sie damals nicht wenigstens Felmys Angebot annehmen sollen, Peter vor der Welt zu legitimieren? Hätte sie dem Jungen nicht den Vater geben müssen, den er nun viel zu spät doch gefunden hat? Wär's nicht viel besser gewesen? Hätte sie ihm nicht auf diese Weise Vater und Mutter erhalten, während er jetzt, indem er den Vater neu gewinnt, die Mutter halb und halb verliert?

Und später — waren da nicht zuweilen, zuerst sporadisch und dann immer häufiger, in ihr Gedanken aufgetaucht, Wünsche aufgekeimt, die sich auf Klaus Felmy richteten? Hatte sie denn recht gehabt, sie beständig davonzuscheuchen? Ist ihre Einsamkeit, ihr ganzer, auf sich allein gestellter Lebenskampf wirklich

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0229

gefördert durch Baden-Württemberg

in Peter Martens' Sinn gewesen? Ist es nicht so — sei ehrlich zu dir selbst, Elisabeth, unerbittlich ehrlich in dieser Stunde! —, ist's nicht so, daß sie später mehr als einmal gewünscht hat, in der Hut von Klaus zu sein und in seinen Armen? Und ist es denn etwas anderes gewesen als nur die Scham, ihm die Gründe der anfänglichen Weigerung zu entdecken, die sie gehindert hat, sich zu ihm zu flüchten und zu retten? Wie, wenn es eine falsche Scham gewesen wäre —? Wenn sie aus falscher Scham nicht allein ihr Leben zerstört hätte, sondern auch Peters Jugend?

Sie preßt das Gesicht auf die Unterarme und zieht in wild aufschießendem Schmerz die Luft leise zwischen den Zähnen durch. Alles falsch — alles vertan. Und nichts wieder gutzumachen — denn was sollte, was könnte sie jetzt noch tun — jetzt, nachdem sich ohne, ja wider sie, Klaus und Peter gefunden haben —? Das ganze Leben vertan, und alles zu Ende!

*

Das Telephon steht in dem kleinen Büro, das Schwester Elisabeth sich in einer Kammer gegenüber der Küche eingerichtet hat. Peter legt den Hörer auf, mit einer zögernden Bewegung. „Was wollte er denn?" fragt Elisabeth, ohne von dem dicken Buch, in dem sie scheinbar endlose Kolonnen zusammenrechnet, aufzusehen.

„Ob ich mit ihm nachher ins Konzert wollte. Er hätte eine Karte übrig."

„Übrig ist hier nie eine Karte, Peter. Wenn er eine für dich hat, hat er sie eigens besorgt. Und dann mußt du wohl gehen."

Der Junge fühlt sich erleichtert. Wenn die Mutter selbst ihn schickt — und zugleich fühlt er sich aufgeregt, eine Art Lampenfieber. Woher es kommt? Bestimmt nicht aus Scheu vor dem Mann, von dem er noch immer nicht als von seinem Vater zu denken gelernt hat. Während er — es ist noch viel Zeit — langsam zum Hauptplatz hinuntergeht, wird er sich darüber klar, daß er ungeheuer gespannt ist zu sehen, wie jener auf die Delius reagiert; Peter ist noch jung genug, sich nach Bestätigungen selbst in solchen feinsten und geheimsten Beziehungen zu sehnen. Er wird selbstverständlich nicht fragen, wie das Mädchen Klaus Felmy gefalle, doch schön wäre es, fände jener von selbst ein nettes Wort —

„Hübsch, daß du da bist", sagt der Hauptmann, als sie nebeneinander auf der Bank im Saal sitzen und auf den Anfang warten. „Ich gehe ungern allein zu so etwas, und sonst hab' ich hier keine Bekannten. Aber du bist länger hier als ich — vielleicht warst du schon einmal drin?"

„Ja, ich kenne die Kapelle."

„Das tut mir leid. Hättest du etwas Besseres vorgehabt? Bist du nur meinetwillen —?"

„Nein, es macht mir Spaß. Und — ‚nur meinetwillen' solltest du vielleicht auch nicht sagen."

Klaus lachte leise. „Vielen Dank für das Kompliment. Mir wenigstens, mein Lieber, ist es wirklich ein Vergnügen, daß du neben mir sitzest."

Jaaps Trommelwirbel unterbricht das leise Gespräch. „Die Leute sind aber gut", urteilt Felmy nach der ersten Nummer, in der die Delius nicht auftritt. Und nach der zweiten sagt er: „Das Mädchen ist reizend! Wenn ich so jung wäre wie du, Peter, würde ich versuchen, sie zum Abendessen einzuladen — das heißt, in einer Stadt, wo man das kann. Aber hier —"

Peter lacht ihn vergnügt an. Wenn du wüßtest, denkt er und freut sich, wahrhaftig er entdeckt's selbst mit Erstaunen, er freut sich des beschaulichen Friedens, in dem er hier neben seinem alten Herrn sitzt. Ob es noch nicht zu spät ist? Ob aus diesem Mann, diesem biologischen Vater, doch noch ein richtiger Vater werden könnte — so einer, wie manche Kameraden ihn haben? Schön wäre das schon —

Von Zeit zu Zeit wirft er einen kurzen, verstohlenen Blick zu dem Mann neben ihm. Felmy soll um Himmels willen nicht merken, daß er ihn beobachtet. Diese Bindungen zwischen Vater und Sohn, die sich eben erst anspinnen, sind noch viel zu zart, das spüren sie beide, um beredet, ja um irgendwie, und sei es nur mit der kargsten Gefühlsäußerung, verraten und eingestanden zu werden. Vorderhand ist Peter nur froh, neben diesem Mann zu sitzen, der ihm im Augenblick in seiner ganzen Haltung und inneren Würde vorbildlich erscheint — so müßte man, denkt der Junge, in zwanzig Jahren auch sein, so selbstsicher, so gehalten, und doch so aufgeschlossen und aus dem Herzen gütig. Freilich, leicht mag es nicht sein, so zu werden. Doch erstrebenswert scheint es Peter, während er neben Klaus Felmy sitzt und dessen Nähe atmet, in hohem Grade. Er fühlt, es ist noch nicht so weit, alles ist noch zu neu, zu fremd; doch eines Tages wird er diesen Mann lieben.

*

Elisabeth Zurbrügge sitzt über vergilbten Briefen. Der Stoß ist nicht groß, er macht den Koffer nicht schwer, in dem er überall hin mitreist. Die meisten sind kaum Briefe zu nennen, sind nur Zettel, aus Notizbüchern, Meldeblöcken gerissen, mit fransigen Rändern, brechenden Bügen, die Schriftzüge, leicht mit dem Stift hingesetzt, kaum noch zu erkennen. Dennoch liest Elisabeth jedes Wort ohne Schwierigkeiten; sie hat Jahre Zeit gehabt, jedes herauszubuchstabieren aus Peter Martens' eigenwilliger Schrift.

Vom Oktober achtzehn ist dieser.

„Heute bekam ich ein Telegramm, Vater ist gestorben. Grippe, steht da. Jetzt sterben ziemlich viel alte Leute an sogenannter Grippe, kommt mir vor. Ich denke, vielleicht haben sie keine Widerstandskraft mehr — oder vielleicht wollen sie ganz einfach nicht mehr. Vielleicht ist das alles zuviel für sie. Im ersten Augenblick habe ich gedacht, ich sollte um Urlaub bitten. Aber dann habe ich gesehen, Vater muß wenigstens schon drei Tage beerdigt gewesen sein, als ich das Telegramm bekam. Dazu wäre ich also sowieso nicht zurechtgekommen. Und sonst — ich mag jetzt ganz einfach nicht auf Urlaub fahren. Man wird hier gebraucht — um so mehr, je dünner alles wird. Ich würde, denke ich, doch die ganze Zeit mehr hier sein als zu Haus. Um die paar Stunden Hannover ist es mir freilich leid, die ich dabei hätte herausschinden können. Aber Du verstehst mich ja, das weiß ich, und bist — wahrscheinlich als einzige von allen — nicht böse, daß ich nicht gefahren bin.

Von mir kann ich Dir nichts anderes schreiben als immer. Ich bin gesund, es geht mir den Umständen nach gut. Bemerkenswertes ereignet sich nicht — wie sollte es auch? Dieser Krieg ist nicht nur einigermaßen gefährlich, sondern ganz ebenso langweilig. Daß es einmal Offensiven gegeben haben soll, mit Hurra und sechzig Kilometer Vormarsch am Tag, ist uns Jungen, die wir's nicht mitgemacht haben, ganz unglaublich. 14 war eben, scheint es, in jeder Hinsicht besser als 18.

Immer sicherer wird mir nur, und das ist wenigstens für uns beide bemerkenswert, wenn es auch der übrigen Welt völlig gleichgültig sein dürfte, daß ich gewaltig arbeiten werde, sobald ich wieder daheim und in Zivil bin. Denn: es muß sehr bald geheiratet werden. Nicht nur, weil ich das Gefühl habe, ich brauche Dich mit jedem Tag mehr. Es ist noch etwas anderes: gerade in diesen Tagen, da ich das Telegramm eigentlich stündlich erwartete — sie hatten mich so einigermaßen darauf vorbereitet, es würde nicht mehr lange dauern, und um so weniger glaube ich an diese ominöse Grippe —, gerade jetzt ist mir klargeworden, daß man unbedingt Söhne haben muß. Du kannst mich auslachen — das heißt, ich weiß, Du wirst es nicht tun —, aber es ist so, daß ich gerade jetzt in vielem merke, wie sehr ich Vaters Fortsetzung bin. Und man soll sich fortsetzen. Wäre es nicht schade, wenn alles, was in so einer Familie steckt, eines Tages eingescharrt würde, nur weil eine Kugel oder sonst ein blöder Zufall es so gewollt hat? — Vielleicht ist es ein bißchen früh, einem Mädchen, mit dem man noch nicht einmal offiziell verlobt ist, von Söhnen zu schreiben. Möglicherweise ist es sogar ganz und gar ungehörig. Aber Du bist ja kein Putchen, Du weißt schon, wie ich es meine.

Übernimm Dich nicht im Lazarett, paß auf Dich auf. Sag' nicht fortwährend, was wir hier mitmachten, sei viel schlimmer. Erstens ist's das durchaus nicht. Zweitens aber sind wir schließlich Männer und halten mehr aus als ihr. An den Krieg gewöhnt man sich; ob ich mich aber je daran gewöhnen könnte, mit offenen Wunden und vereiterten Verbänden umzugehen, bezweifle ich sehr. Also paß auf Dich auf! Ich möchte Dich wiederfinden, wenn ich zurückkomme. Dich — und nicht ein Bündel ruinierter Nerven."

Blatt aus dem Tagebuch, das er in OS geführt hat. Im großen Kriege hatte er's nicht getan — vielleicht, denkt Elisabeth, hat er damals die Empfindung bekommen, er werde diesmal nicht wiederkehren, und darum begonnen, aufzuzeichnen, was in seiner letzten Lebenszeit geschah.

„Hörst du, Geliebte, ich hebe die Hände —
hörst du, es rauscht ...
Welche Gebärde der Einsamen fände
sich nicht von vielen Dingen belauscht?
Hörst du, Geliebte, ich schließe die Lider,
und auch das ist Geräusch bis zu dir,
hörst du, Geliebte, ich hebe sie wieder. —
... Aber warum bist du nicht hier?

Der Abdruck meiner kleinsten Bewegung
bleibt in der seidenen Stille sichtbar;
unvernichtbar drückt die geringste Erregung
in den gespannten Vorhang der Ferne sich ein.
Auf meinen Atemzügen —

Und da hört's auf. Gestört worden, Alarm, Abmarsch. Buch im Stroh versunken, weg. Schade. Grauert, dem es gehörte, hat sehr geschimpft. Mit seinem Rilke ging er schlafen. Dieses ist auch wirklich schön, darum wollte ich's abschreiben. Schade, daß Grauert den Rest nicht auswendig konnte. Ihm versprochen, ihm sobald wie möglich ein neues Exemplar zu besorgen. Aber das eilt nun nicht. Vor zwei Stunden gefallen. Auch einer von denen, die nicht hätten zu fallen brauchen. Aber wenn man nichts hat — keine Munition, nichts zu essen, zu wenig Waffen und keine schweren —, da wird es eben teurer."

„Nun bekommt man allmählich das Gefühl, daß die Sache keinen Sinn hat. Wer von der eigenen Regierung so völlig aufgegeben und allein gelassen wird wie wir — wie soll der etwas Dauerndes erreichen, etwas, das hält? Die Polen haben es besser. Hinter denen stehen ihre Leute, und das wissen die Hunde leider auch sehr genau. Sie bekommen auch Menschenersatz. Wir nicht. Wahrscheinlich sind die Dummen schon alle, die noch in einen Krieg wollen, in den sie nicht müssen. Übrigens wird das Nichtvorhandensein der schweren Waffen dadurch ausgeglichen, daß in diesem Krieg kaum Gefangene gemacht werden. Drüben nicht, und daher hüben auch nicht. Zwei unserer Leute wurden neulich angeschwemmt, auf Bretter gebunden, ertränkt. Und da sollen wir, wenn wir mal solche Verbrecher fassen, sie mit Glacés behandeln? Zuviel verlangt! Eigentlich komisch, daß keiner von uns nach Hause geht — da wir doch alle die Nase voll haben, gründlich. Wer ginge, bräche keinen Fahneneid, würde nicht als Deserteur angesehen — im Gegenteil, die Regierung würde ihn noch loben. Trotzdem geht keiner. Komische Tiere sind die Menschen — ich selbst nicht ausgenommen. (Elisabeth wäre wohl auch froh, wenn ich ginge — obgleich sie's nicht schreibt. Was ordentlich von ihr ist. Wäre schön, sie mal hier zu haben für eine Stunde — aber na —)"

Das ist die Stunde, die sich nie erfüllt hat. — Elisabeth reckt ein wenig die Arme, ein wenig nur — zwanzig Jahre ist das alles her, da breitet man sie nicht mehr weit wie einst. Da ist man müder geworden und ergebener.

An dieses Blatt ist ein anderes geheftet. Sie hat damals, als sie es las, jenes Gedicht ganz kennen wollen, das Peter des Abschreibens wert fand — an einem seiner letzten Tage. Ihre eigene Schrift setzt es fort:

„Auf meinen Atemzügen heben und senken
die Sterne sich.
Zu meinen Lippen kommen die Düfte zur Tränke,
und ich erkenne die Handgelenke
entfernter Engel.
Nur die ich denke: Dich
seh' ich nicht."

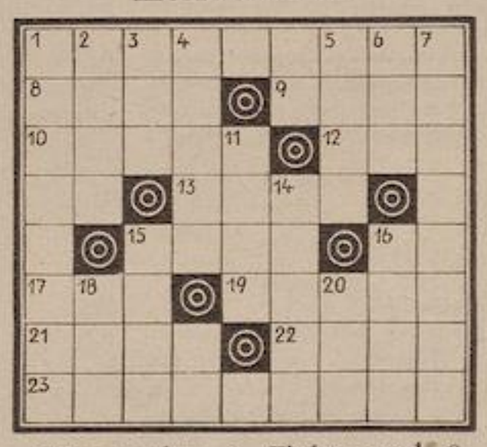
„Dich seh' ich nicht —", murmelt sie mit einem schluchzenden Seufzen und schließt langsam das Heft.

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 174721. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Hariff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Finkenvogel, 8. Schweizer Freiheitsheld, 9. Zahl, 10. Laubbäume, 12. Honigwein, 13. weiblicher Vorname, 15. Nordostwind, 17. Stadt an der Etsch, 19. Heeresfuhrwesen, 21. Stadt in der Schweiz, 22. Drama von Hauptmann, 23. Grundbedingung für siegreiche Abwehr des Feindes. Senkrecht: 1. Börsentermingeschäft, 2. Fechthieb, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. tropisches Harz, 5. weiblicher Vorname, 6. Getränk, 7. Kuchenwürze, 11. Brutstätte, 14. nordkaukasischer Fluß, 15. mittelalterliche Strafe, 16. Berg in der Schweiz, 18. rumänische Münzen, 20. Biersorte.

Skat-Aufgabe Nr. 20.

Jeder der Spieler hat 40 Augen im Blatt. Im nicht aufgenommenen Skat lagen: Grün (Pik) 9 und Schellen (Karo) 7. Vorhand V. spielt und erhält 96 Punkte gutgebracht. Mittelhand M. hat den 2. Unter (Buben); 10 Augen in Eichel (Kreuz); 7 in Grün (Pik); 3 in Rot (Herz) und 18 in Schellen (Karo). Hinterhand H. hat den Jüngsten; 2 Eichel (Kreuz); 2 Grün (Pik); 2 Rot (Herz) und 3 Schellen (Karo). Vorhand hat 2 Unter (Buben); 4 Eichel (Kreuz) und 4 Rot (Herz). Im Höchstfall erhalten die Gegner 15 Augen. Was spielt V und wie war die Kartenverteilung?

Auflösungen aus Nr. 22

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Rebe, 4. Star, 7. Irene, 9. Aga, 10. Gin, 12. Kaserne, 14. Rad, 15. bis, 16. Murillo, 19. neu, 21. Tee, 22. Enkel, 23. Eris, 24. Gerd. Senkrecht: 1. Ring, 2. Erg, 3. Engadin, 5. Agens, 6. Rade, 8. Eis, 11. Neblung, 12. Kar, 13. Rio, 14. Ruder, 16. Mate, 17. Lee, 18. Gold, 20. Ger.

Spruch-Mosaik: Am Anfang war die Erde leer — Am Ende sind's die Köpfe mehr.

Der Verbindungsbuchstabe: Theo(d)erich, Weh(r)macht, Alk(a)zar, Stahl(h)elm, Star(t)schuß, Kauf(v)ertrag, Pferd(e)kraft, Güte(r)zug, Rhein(h)essen, Triumph(a)tor, Juli(u)sturm. — Drahtverhau.

Silbenrätsel: 1. Marabu, 2. Aquarium, 3. Nereide, 4. Bali, 5. Rodin, 6. Anemone, 7. Umsatz, 8. Chevreau, 9. Teesieb, 10. Zitrone, 11. Egoismus, 12. Herodot, 13. Nutria, 14. Lätare, 15. Unterseeboot, 16. Eselei, 17. Gründung, 18. Eideches, 19. Nansen. — Man braucht zehn Luegen, um eine zu bestaetigen.

Skataufgabe Nr. 19: M. fand im Skat: Eichel Unter (Kreuz Bube); Grün Unter (Pik Bube) und drückte: Rot (Herz) König, Schellen (Karo) 10. Die Gegner erhielten den ersten Stich: Grün Daus (Pik As), Grün (Pik) 8, Grün Ober (Pik Dame) mit 14 Augen und den zweiten, sofern V. nicht Grün (Pik) nachzog, Schellen Daus (Karo As), Schellen (Karo) 9, Schellen (Karo) König mit 15 Augen und blieben mit 29 Augen Schneider. Hätte V. Grün (Pik) nachgezogen, so hätte M. Grün (Pik) 10 übernommen, um dann mit den beiden ältesten Unter (Buben) die restlichen Eichel (Kreuz) herauszuziehen. Somit hätten die Gegner erst den fünften Stich mit 15 Augen, Schellen (Karo) 9, König, As (Daus) erhalten. Die Berechnung des Spieles war: mit 3, Spiel 4, Schneider 5 mal 12 gleich 60.

Schreibstube in Ruhestellung: Abschrift, Bratfisch.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0230
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3040 14/6

LANDEN IN EUROPA – Spiessrutenlaufen

Ein neuer Typ eines britischen Landungsschiffes, wie es erstmalig bei der Landungsoperation im Golf von Salerno verwendet wurde. Das Fahrzeug, erheblich größer als die bisher bekannten Typen, transportiert Soldaten mit ihrer gesamten Ausrüstung wie Fahrzeuge, Brennstoff, Munition usw. Die Boote, die nur geringen Tiefgang haben, setzen vorn auf dem Strand auf. Der Bug ist nach beiden Seiten zu öffnen, so daß Fahrzeuge und Ladung ohne große Schwierigkeiten auf Land gerollt werden können. Hieran ist zu erkennen, mit welch ungeheurem Aufwand die Landungsoperation vorbereitet wurde, die vielen Briten zum Verhängnis wurde und nur dadurch der völligen Vernichtung entging, daß es im letzten Augenblick gelang, neue Truppen heranzuführen, die für andere Planungen bereitstanden. (Die Aufnahme stammt aus der englischen Zeitschrift „The Illustrated London News")

Nach dem Torpedotreffer. Die Verluste der Alliierten bei den Operationen im Mittelmeer waren ungeheuerlich. Diese Tatsache kann auch die englische Presse nicht verschweigen. Nur — sie macht es auf ihre Art, indem sie versucht, mit dem „kunstvollen Photo" vorsichtig die nicht zu verschweigende Wahrheit ihrem Leserpublikum zu infiltrieren. Dieses Photo, ebenfalls eine Veröffentlichung der „London News", zeigt ein Handelsschiff unserer Gegner, wenige Augenblicke nach einem Torpedotreffer. Dabei betont die englische Zeitung, daß es sich um einen amerikanischen Dampfer handele, der auf dem Wege nach Sizilien aus einem zur Invasion bestimmten Geleitzug herausgeschossen wurde. Sie schreibt ferner, daß schon viele Kriegsphotos hergestellt wären, aber nur wenige, die so dramatisch wirkten. Nach dem Treffer stieg die Qualmwolke Tausende von Metern hoch, die Munition entzündete sich und schoß krachend nach allen Seiten in den Himmel. Ein Gemälde des Todes am blauen Himmel des Mittelmeeres

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0231
gefördert durch
Baden-Württemberg